

Ihres Vaters, die unter Lorbeerbäumen zu ihren Häupten stand. Die Teilnahme an ihrem Hinscheiden war allgemein, ein Beweis, wie hochgeachtet und geehrt Schillers jüngste Tochter war. Der Schillerverein Berlin, der sie zu ihren Lebzeiten alljährlich mit einem Baumstamm erfreute, ehrte sie mit einem prächtigen Lorbeerkranz, und Berge von Blumengewinden bedeckten ihre Grabstätte. Sie ruht neben ihrer Schwiegertochter Elisabetha in der Familiengruft auf dem Friedhof zu Bonnland, und ein einfaches Grabdenkmal, das auf marmornen Tafeln den Namen Emilie von Gleichen und ihrer heimgegangenen Lieben trägt, zeugt von ihrer letzten Ruhestätte. Eine Hülle dunkler Fesuranken wallt von dem Steine über die Gruftwölbung hernieder. Was diese Gruft birgt, ist vergänglich. Der Name Emilie von Gleichen steht jedoch unauslöschlich in den Herzen ihrer treuen Dorfbewohner geschrieben, und ihr gesegnetes Andenken lebt fort von Kind auf Kindeskind. Das gute „Schillerstüb“ wird nicht vergessen werden.

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung aus alten Tagen von Peter Schneider

Kühl war die Morgenröthe, und durch das kleine, offene Fenster am Ende des langen Klostersganges quoll der Nebel vom nahen Flusse in biden Wolken herein. Das Holzbild des heiligen Franziskus am anderen Ende des Ganges lag noch ganz in heimlichem Duster. Aber man war doch schon wach im Kloster. Aus der Türe der Zelle, die sich genau auf die Mitte des Ganges öffnete, war der Vater Guardian getreten, ein junger Klosterbruder hatte eine andere Türe verlassen, und nun erteilte der Alte dem Jungen den Reise Segen. Der Vater Guardian war, seines besonders schwachen Augenlichtes wegen, einer der ersten Menschen nicht nur in Bamberg, sondern in Deutschland, der eine Brille trug — man schrieb das Jahr des Heils 1497 — und obgleich es in diesem Augenblick nichts zu lesen gab, sprach er doch mit der Hornbrille vor den blöden Augen zu dem vor ihm Knien den: „Benedicat te omnipotens deus, pater et filius et spiritus sanctus.“ Dann erhob sich der Junge und überragte sogleich um mehr als Haupteslänge den kleinen, rundlichen Klostervorstand. Dieser, ein überaus freundlicher Herr, schob nach Beendigung des amtlich-religiösen Theils die Brille auf die Stirne, klopfte den Klosterbruder Anselm auf die Schulter — wobei er sich auf die Zehen hob — und sprach in seiner heimatlichen, fränkisch-bayerischen Mundart vom Altmühlthal: „Jetzt schaut's, jetzt reißt er uns gar aus, der Bruder Koch! Und gleich so weit fort, gleich nach Kärnten nunter! Da, ja, wenn man halt so gut locht — da werden die großen Herren auf einen aufmerksam! Wirft denn wiederkommen, Anselm? Ich hoff schon. Also, vergelt' dir's halt Gott, was du zu unjeres Leibes Nothdurft getan. Besuchst net das alt' Mutterl auf dem Hinweg? No freilich, gewiß! Hat sich auch a Stäffele in Himmel gebaut, daß sie dich zu uns g'schickt hat. Jetzt reiß' mit Gott und dem hl. Franz. Gelobt sei Jesus Christus!“ „An Ewigkeit, Amen“, antwortete Anselm, rüdte in halber Rührung an seiner Reisetasche, schüttelte dem Vater Guardian die Hand, und beide fühlten einen leichten Schleier vor ihren Augen. Ein paar Augenblicke später stand der Guardian nachdenklich wieder in seiner Zelle, hatte Anselm dem Bruder Pförtner auch zum letzten Mal die Hand gedrückt und schritt nun,

weitausgreifend, längs des immer noch nebelverhüllten Rebnißflusses durch ein paar stumme Gassen dem Alten Graben zu und weiter gen Süden, den Weintritt entlang. „Gelobt sei Jesus Christus!“, sagte der Überfährer am Mühlwörth, der eben gähmend aus seinem Häuschen getreten war, und murmelte, indem er dem Bruder Anselm nachschaute: „Der gab' einen festen Fährtsnecht, meiner Seel!“ Dann kam ein Bauernmädchen mit einem Schwergepadten Huderford ihm entgegen, denn es war heut Markttag in Bamberg; „Gelobt sei Jesu Christ!“, sagte sie — und eigentümlich träumerisch wurden ihre Gedanken im Weiterfahren, leicht beglückt von dieses jungen Mannes Antwort „In Ewigkeit, Amen“ — bis sie sich durch einen tiefen Seufzer von unheiliger Stimmung wieder befreite. Und dann kam ein bischöflicher Amtmann des Wegs geritten; den grüßte Anselm zuerst. Kaum waren beide aneinander vorüber, schwenkte der edle Herr sein Ross — ganz lautlos auf dem sandigen Lehm — und schaute dem Klostermönch nach. Er war schon oft von Brüdern des heiligen Franziskus so offen frei, so gar nicht unterwürfig begrüßt worden, hatte sich heimlich daran belustigt und es auf das Wesen des Ordens geschoben. Heute kam ihm die Sache etwas anders vor. „Ein Bauernkerl vom alten Schlag!“ murmelte er unwillkürlich, und dabei erinnerte er sich, daß er denselben fühlen Zug um den Mund, der von der Eingelenktheit der Bodentrocken kam, auf Grabdenkmälern seines eigenen Geschlechts schon beobachtet hatte. Und es fiel ihm ein, daß vor kurzem ein Bauer, zum Zinszahlen nachdrücklich aufgefordert, trotzig und mit fladernden Augen zu ihm gesagt hatte: „Die fränkischen Bauern seien gleichen Blutes wie die Eblen.“ Und warum mußte dem edlen Herrn von Stibar in diesem Augenblick der unglückliche Bauer von Nillashausen einfallen, der vor zwanzig Jahren mainabwärts die Bauern in Aufrubr hineingepredigt? Und warum — auf gleicher Gedankenbrücke immerfort — kam ihm, wieder hundert Jahre zurück, die Erinnerung an den großen Bauernkrieg in England entgegen, von dem er in der Klosterschule gehört? Damals hatten die Bauern gesungen — und das Lied hatte sich über Europa verbreitet: „Als Adam grub und Eva spann, wer war da ein Edelmann?“ Seltsam — als der Amtmann, hoch zu Ross, gedankenverloren diese Liebworte vor sich her sprach, kam ihm der Inhalt begründet vor. In unbehaglicher Stimmung wandte er sein Pferd und ritt verdrossen weiter, während Anselm, der das Anhalten des Reiters wohl bemerkte, sich nicht nach ihm umgesehrt hatte, sondern rüstig seinen Weg verfolgte. Und so begegnete ihm auf seiner langen Wanderfahrt nach Kärnten noch viele, viele Hunderte von Menschen, und alle muhten sich in Gedanken mit ihm beschäftigen; zu einbrudsvoll war seine hohe, starcknochige Gestalt, die der Habüt eher herausstellte als verhüllte, das schmale, etwas harte Gesicht, die blauen Augen, in denen ein paar leichtbräunliche Lichter glänzten, die starke, gebogene, scharf vorspringende Nase und das helle Haar, das, kaum geschnitten, sich alsbald wieder in anmutige Kräusel bog.

Schon war er, an diesem seinem ersten Wandertag, auf wohlbekannten Wegen ein paar Stunden lang die Randhöhen des Huchtals entlang geschritten und aus den qualmenden Frühnebeln begann sich bereits die mächtige Felsenwand des Jura auf der anderen Talseite zu schälen und grüßte, noch seltsam unbestimmt und flau, aber doch schon bedeutsam groß, zu ihm herüber — da blinkten ihm, von der Morgensonne getroffen, die zwölf Fachwerkhäuser seines Geburtsortes Kleinbuchfeld aus friedlicher Mulde entgegen.

Nähe Bauerleute grüßten von einem Kleeader zu dem geistlichen Mann herüber, und während der alte Bauer mit offenem Munde ihm nachschaute, sagte die Magd, deren scharfe Augen den Wanderer erkannten: „Des is doch der Balthesen-Kunner?“ Anselm hörte es in der morgentlichen Stille, und da ihm so sein Taufname in die Ohren klang, lag mit einem Schlag seine ganze Jugendzeit mit neuer Frische vor ihm ausgebreitet; unwillkürlich schwang er seinen Wanderstock und köpfte eine Distel, die allzu undorftig am Wege stand. Er sah sich als Bub, nicht unfrohm, als Diener am Altare knien, aber noch öfter Felder, Wiesen und Wälder durchstreifen und mit allerlei Pflanzenbeute nachhause lehren. Denn ein eigentümlicher Trieb lag in ihm von frühester Jugend an: alle Kräuter und Wurzeln auf ihren Geschmack hin zu untersuchen, und mit seiner Mutter, von der er diese Neigung geerbt, die Verwendbarkeit der Pflanzen in Haus, Küche und Stall zu erproben. Arzt, Apotheker und Koch stiedten gleicherweise in ihm, aber es wurde in seinem Heimatdorf nur das letztere bemerkt, da er, ohne ein Topfguder zu sein, im Vaterhause wie bei Nachbarn gelegentlich durch einen merkwürdig guten Küchenrat die Heillichkeit in staunende Bewunderung versetzte. Und als eines Tages ein terminierender Franziskaner zu Konrads Mutter, angesichts solcher Begabung, sagte: „Euer Bub gäb' einen trefflichen Klosterkoch!“ — so war dies die Einleitung zu seinem Lebensschicksal. Warum auch nicht? Nach Bamberger Landrecht erbt der jüngere Bruder Haus und Hof. — So weit war Bruder Anselm in seinen Bubenerinnerungen gekommen, da stand er auch schon an der Schwelle des Vaterhauses, begrüßt von eben diesem jüngeren Bruder, der ihm mit etwas verlegenem Lächeln die Hand drückte. Und dann hinein in die kühle Wohnstube, aus der der Vater seit Jahren herausgestorben, hin zur Mutter, die im Ohrenstuhl saß: mit den Beinen wollte es seit längerer Zeit gar nicht mehr recht gehen. Halb lachend, halb weinend empfing die gute Frau ihren Sohn, und während er ihr nun gegenüber saß und tüchtig frühstückte — saure Milch mit eingebrodttem Brot zerst, hernach aber die Täublein, die der Bruder auf der Mutter Geheiß erwürgt — rannen ihr immer wieder ein paar Tränen mütterlichen Stolzes über das hagere Gesicht, dessen scharfe Nase, blaue Augen und wellige Haarumrahmung deutlich genug erkennen ließen, von wem der Sohn die Gesichtsbildung geerbt. Sie plauderten und schwägten stundenlang über Dinge, deren Behandlung Bauernstand und Klosterberuf nahelegten, und vergaßen auch der Zukunft nicht, die besonders merkwürdig vor Anselm zu liegen schien. Auch der lieben Kräutlein ward gedacht. Eben laute der Sohn an einem Stück zarten Taubenfleisches, da sagte die Alte beiläufig — und weder sie noch der Klosterkoch sand diesen Gesprächsstoff in dem Augenblicke anstößig — daß zur Beseitigung des geschwängten Ungeziefers in Küche und Keller die getrodnete und geriebene Wurzel des Hundswürgers gut sei; das habe sie vor noch nicht langer Zeit erprobt. Anselm horchte etwas auf und wiegte leise zweifelnd den Kopf. Die Mutter sah das sogleich und fragte, warum er das nicht glauben wolle. Anselm erwiderte, er habe bis jetzt den Hundswürger für ein Mittel gegen Vergiftungen gehalten. Schnell und triumphierend sagte die wohlversahrene Alte: „Weil er selber ein Gift ist!“ Das mußte Anselm gelten lassen, und er versprach der Mutter, falls man in seinem neuen Kloster unter Mäusen und Ratten leiden sollte, dieses Getier mit Kügelchen aus gehadtem Fleisch und zerriebener Wurzel des Hundswürgers zu bekämpfen. Endlich schlug die Stunde des Abschieds,

und voll starker innerer Bewegung, doch ohne Ahnung eines kommenden Antheils, verließ Anselm Mutter, Bruder und Vaterhaus.

Nun ging's auf Wegen, die allmählich unbekannt wurden, dem Süden, dem Hochgebirge zu. Der Franke Anselm war gerne dem Ruf in die Fremde gefolgt und trug in sich die unbewusste Gewißheit, daß er nirgends lange Zeit brauchen werde, um sich einzugewöhnen; aber keineswegs war er dazu veranlagt, die Fremde überall schön und liebenswert zu finden, vielmehr trat er mit dem starken Vorbehalt des prüfenden Vergleichs an Leute und Dinge heran. Wie allen Menschen seiner Zeit fehlte ihm zudem die spätere Schwärmerei für ungewöhnliche Landschaftsbilder durchaus, und endlich — er war Bauernsohn, und dies vor allem bestimmte die Art, wie er die durchwanderten Gegenden einschätzte. Unbehaglich waren ihm die Felsbrocken des Jura, die einen Schluß auf die kümmerlichkeit des dort betriebenen Ackerbaus zuließen, und die flachen, mit Kalkschiefern bedeckten Dächer mißfielen ihm durchaus. Und warum weißgestrichen die Häuser und Kirchen südlich der Donau? Und warum keine hohen, starken, wehrhaften Kirchtürme mehr? Die schönen, eben liegenden Getreideflächen der bairischen Hochebene gefielen ihm wohl; da war leicht zu adern; aber weshalb die Dörfer nicht geschlossen, und warum die Höfe nicht im Hufeisen angelegt? Die Menschen dort schienen ihm freundlich und zuverlässig — aber ihre Mundart hüpfte zu sehr im Tonfall. Und — kochen konnten sie nicht; Fleisch, Mehlspeisen — wo blieben die Gemüse? Die hohen Berge, die schluchtigen Täler, in die er im Salzburgischen eintrat, machten keinen sonderlichen Eindruck auf ihn; und als er vollends die Hohen Tauern überschritt, da war es ihm überaus peinlich, daß es hier, mitten im Sommer, Eis und Schnee gab, zu einer Zeit, die Gott zur Ehre der Reise bestimmt hatte; diese Gegend erschien ihm als häßliche Insel des Unnatürlichen mitten in einem Land, durch das bald überall die hochbeladenen Erntewagen ziehen mußten. Eines nur auf der langen, mühevollen Wanderung griff mit Urgewalt, als Offenbarung schöpferischer Größe, an sein junges Herz: die Wasserfälle von Gastein, deren rauschende, wie aus dem Unendlichen ewig sich neugebärende Fülle er gleich einem Märchenwunder genoss. Doch schlug sein Herz froher, als er mählich ins Kärntner Boden hinunterstieg — in ein freundliches, offenes Land, das ihn in vielem an die Heimat gemahnte und wo er, in den Bamberger Besitzungen, auch Menschen der Heimat zu treffen sicher war. Nachdem er wochenlang in Klöstern und Pfarthöfen und einige Male auch in Herbergen genächtigt und nur selten das Gefühl des Daseinseins gehabt hatte, winkten ihm eines Abends die Türme und Dächer von Villach, dem Ziel seiner Reise.

Bald stieg er den Uferhang hinunter zum Bräudenhäuschen; der Zollmann öffnete dem Klosterbruder ohne Zollheischung und ohne Frage die Schranke. Doch als Anselm den katholischen Gruß sprach, kniff der Alte pfeffig das eine Auge zu und sagte: „Bruder, Ihr seid ein Bamberger!“ Anselm nickte freundlich, trat aber ohne Gegentrede ein paar Schritte weiter. Drunten rauschte ein reißender Strom, die Frau, einher. Der Klosterbruder stufte, wandte sich halb um und sprach zum Zöllner: „Sehen bei euch alle Flüsse so aus, wie wenn sie aus einer Mörstelgrube kämen?“ „O na,“ erwiderte der andere, „wir haben schon auch klare, grüne Flüßlerl — und Seen erst! Da wenn Ihr zum Terminieren an den Haaker See hinüber kommt — der is Euch schön!“ „Will sehen!“ sprach der Bamberger und schritt weiter. —

Terminieren? War das in Villach Sache des Klosterlochs? Das war er nicht gewohnt. Aber sein leises Unbehagen schwand bei einem Anblick, den er noch von der Brücke aus genoh. Aber dem breiten Fluß ragte im Südost in gemeinsamer Ferne ein wundervoller Berggipfel empor von einer Gestalt, wie sie ihm auf der Wanderung noch kaum begegnet. Die fahlen Gehänge glühten zart im Abendsonnenlicht, aber neben dem Bergriesen war schon, silbrig fein, die volle Scheibe des frühen Vollmonds herausgetreten: ein Bild, des holden Friedens voll. Da sentte sich auch Verubigung in Anselms Brust, und selbe Heimatfreude glomm in ihm auf, als ihn drüben vom Stadttor herunter die Älfter des Bistums, Heinrich und Kunigunde, grüßten. Ja, hier in der bambergischen Hauptstadt Villach, hier hätte er dabelin sein können! Ohne dies entdeckte sein scharfes Auge rasch bald hier, bald dort, an Mauern und Menschen gute Zeugnisse, wem diese Stadt gehörte. Unwillkürlich schritt er rascher die Hauptstraße hinan, schnell zurechtgewiesen von freundlichen Menschen; noch einmal links ein Gäßchen hinab — und schon stand der müde Wanderer vor dem Minoritenkloster, das St. Margareten's Kirchturm mähig überragte, und pochte um Einlaß.

Anselm brauchte in den Gängen des Klosters nicht viele Schritte zu tun, und schon hatten ihn ein paar Duzend Augen prüfend betrachtet. Den Jungen gefiel er, die Aleren wollten die Kochkunst des Neulings abwarten, bis sie Partei für oder wider ergriffen. Einer ging hinauf, pochte an die Tür der Zelle des Quardians und jagte mit einer Art freudiger Hast zu dem Vorstand des Klosters: „Ehrwürdiger Vater, der neue Koch aus Bamberg ist da und will Euch begrüßen.“ Es war damals Sitte, daß ein Neuanfömmeling im Kloster unten wartete, der Quardian aber zu ihm herunterkam. So erhob sich denn Vater Erasmus mit nachlässiger Würde und in einer gewissen Neugier für diesen jungen Mann, der aus dem Herzen Deutschlands in dies fast an der Grenze deutschen Wesens gelegene Kloster kam. Der Quardian stammte selbst aus einer slowenischen Familie, die in einem nicht weit von Villach gelegenen Ort neben deutschen Nachbarn hauste, und wahrte innerlich sein Stammestum mit unbeirrbarer Sicherheit. Wenn auch in allen Klöstern der bambergischen Herrschaft Deutsch die gebotene Umgangssprache war, bediente sich der Quardian außerhalb des Klosters im Verkehr mit Stammesgenossen nur seiner slowenischen Muttersprache. Zu klug um nicht nach außen hin Achtung vor deutscher Art zu bezeigen, verachtete er in seinem tiefsten Herzensgrund doch die Deutschen seiner Heimat, die ihm mit all ihren Vorzügen und Schwächen wohlbekannt waren. Nun aber kam freilich einer aus weitentferntem deutschem Land, aus der Stadt des Kaisers Heinrich sogar, den auch der Slowene Erasmus, nicht unfürchlich gesinnt, als Heiligen ehren mußte. Wie alt würde er sein? „Fünfundwanzig!“ dachte er fast im gleichen Augenblick, als er von der letzten Treppenstufe aus den Anfömmeling sah, der seinerseits beim Anblick des Quardians unwillkürlich „Fünzig!“ denken mußte. Im gleichen Augenblick bemerkte Anselm trotz des schon etwas dämmrigen Lichtes auch schon, daß der Vater Quardian Neigung zu Hängebaden hatte, was ihm von Kindheit an zuwider war. Auf eine Handbewegung des Quardians, die ebensowohl Begrüßung als Befehl war, kniete Anselm nieder: „Gelobt sei Jesus Christus“, sagte er und fühlte dabei: „Er ist hochmütig!“ — „In Ewigkeit, Amen“, erwiderte der andere und dachte dabei: „Er ist sehr stolz!“ Dann standen sich die beiden einige Augenblicke

wortlos gegenüber, gleich hochgewachsen, der Quardian mit der größeren Fülle des reiferen Alters, und ein Paar funkelnde braune Augen bohrten sich in ein Paar blaue, in deren Kühle ihr Stachel zerschmolz. Anselm aber, von dessen Seele schon in diesen Augenblicken eine noch uneingestandene innere Abneigung und Gegenwehr Besitz ergriff, hatte das Gefühl, daß sein Gegenüber schlechter als er selbst und doch ihm gewachsen sei, indes der Quardian in dem Jüngling zwar sogleich den Bauernsohn erkannt hatte, aber zugleich auch etwas Herrenmäßiges miterte, das ihm unangenehm deutlich vor Augen führte, wer die Herren im Lande waren — und er beschloß den jungen Mann seine Würde fühlen zu lassen. Anselm sprach kurz das Nötige, bestellte die aufzutragenden Grütze und brückte die Hoffnung aus, daß man mit seinem Können zufrieden sein werde; Erasmus erwiderte lähl, daß er sich hoffentlich den vielen trefflichen Köchen, die das Kloster schon gehabt, würdig anschließen werde. Ein stolzes Nicken — und den Betretenen führte ein junger Klosterbruder mit freundlichen, guten Kinderaugen dem zukünftigen Reiche seiner Tätigkeit zu. Zwei Stunden später legte sich Anselm in seiner Zelle, die auf den Klostergarten ging, zu einem tiefen, traumlosen Schlafe nieder.

Fortsetzung folgt.

Vergessene Wälder

Von A. Foerich

„Streif ich über Moos und Blumen
durch die Tannen hin —
ist mir oft, als warte stille
eine Seele drin.“

Wie in fremdem Zauberchloste
schreit ich stumm erstaunt,
überall seh'n Türen offen
und Geheimnis raunt . . .“

Stillich von den vielbesuchten Steigerwaldbergen Zabelstein, Beerberg, Ebers- und Cuerberg gegen Bamberg zu warten sie, die stillen Wälder des Auroch- und Rave-Ebrachtales. Doch es sind keine Talwälder, — Höhenwälder sind es, Mißwälder voller Abwechslung und reiner, köstlicher Weltabgeschlossenheit.

Von Dankensfeld aus und Fatschenbrunn, den hochgelegenen, in Mulden gebetteten Dörfchen, zwei Stunden südlich von Eltmann, hab' ich diese Wälder vierzehn Tage lang durchstreift, und niemals kreuzte ein Lustwanderer meinen Pfad, nie traf ich lagernde Touristen, nie störte Wandervogel-Lärm die raunende Stille. Nur in der Nähe von Dankensfeld wo ein flott bewirtschaftetes Gasthaus Sommergäste anzieht, sieht man dann und wann ein paar friedfertige Sommerfrüchler am grasigen Walbrand oder im zauberlich stillen, waldbumfangenen Wiesengrund beim Friedleinsbrunn. In diesem Quellgrunde tafelten einst, wie Charlotte v. Kallb, die Freundin unserer großen Dichter, erzählt, luftbewegte Jagdgesellschaften; das Hifthorn schallte und Rüdergebell mischte sich in die artigen Neben, mit denen weinselige Kavaliere schöne adelige Frauen feierten. Aber all jene Fröhlichen ruhen längst in kühler Erde, Tische und Bänke sind vermodert, und

Trauben, der das ganze Land durchströmt, dann hört man das Glodengeläute der St. Rochuskapelle landauf, landab unaufhörlich wie lustiges Summen und Klingen. Man muß allein oder zu zweien durch die lieblichen Weinrester am Rhein wandern und Einkehr halten, wo ein grüner Kranz an rohem Holzsteden aus einem alten Hausflur herauslugt als das Hobeitszeichen des weinbetränzten Gottes. Man muß die alten Tore und Türen betrachten und sich in die Ruinen einnisten, um die echte Romantik des Rheinlandes zu genießen. Dann ist eine Rheinfahrt vielleicht so poesiervoll und schön, wie eine Fahrt durchs Frankenland.

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung von Peter Schneider

(Fortsetzung)

Das Kloster der Söhne des heiligen Franziskus zu Villach sah von innen und außen wie andere Klöster dieses Ordens aus, Anselms Zelle war wie andere Zellen, die Väter und Brüder waren Menschen und Ordensleute wie anderswo, die Kirche war ähnlich wie die zu Bamberg, nur etwas weniger reich geschmückt: dies alles sah und fühlte Anselm innerhalb weniger Tage, und so war er sehr bald eingewöhnt. Die Klosterzucht war gut, daran konnte man nicht zweifeln; nichts Häßliches trat dem Neuling entgegen, und dies war gut bei der Schärfe seines prüfenden Blicks. Da er gewillt war, sich mit voller Hingabe seinem Sonderberuf zu widmen, begnügte er sich mit einem raschen Überblick über die Räume des Klosters. Der junge Bruder mit den Kinderaugen — er hieß Lambert — zeigte ihm alles und bemerkte wohl, wie der vorwärts drängende Anselm nirgends zu lange verweilen wollte. Nur an einer Stelle blieb er sinnend einige Augenblicke stehen. Der eine Flügel des Klosterbaues setzte sich nach Osten in einem niedrigen, nur einstufigen Anbau fort, fast wie sonst aus einem Kirchenlangschiff ein eingezogener, niedrigerer Chor vorspringt. Bruder Lambert meinte denn auch, das sei wohl ehemals eine Kapelle gewesen. Jetzt diente der spärlich beleuchtete Raum als Aufbewahrungsort für kirchliche Geräte. Die östliche Abschlusswand war gerade, ihre durch kein Fenster unterbrochene Innenseite völlig kahl. Seltsam, daß dem Bruder Anselm diese kahle Wand mißfiel, an der kein Bild hing, kein Nagel eingeschlagen war. Warum wohl? Ach was, Zufall! Noch nie hatte er Anstoß genommen an einer kahlen, unbenutzten Wandfläche, und er mußte ein wenig über sich selbst und über das leise Unbehagen, das ihn befallen hatte, lächeln, indes sie beide sich zum Verlassen des Raumes anschickten. Im übrigen hatte er über seiner Küchenmäßigkeit, die ihn bald ganz in Anspruch nahm, die kahle Wand und sein Mißbehagen rasch vergessen.

In keinem Hause ist der Koch eine Nebensächlichkeit, vielmehr hängt das Wohl und Wehe der Insassen recht eigentlich von ihm ab. Das gilt und galt auch für ein Bettelordenskloster, namentlich zu einer Zeit, wo die alten Fastengebote noch mit voller Strenge bestanden und den Koch zwangen, sozusagen ein Künstler in seinem Fache zu sein. Es war daher keine Kleinigkeit und lieferte den Brüdern reichen Gesprächsstoff, wie der neue Koch aus Bamberg sich in die Villacher Bedingungen und Ansprüche einlebte, wie er in manchem umlernte, wie aber auch die Einheimischen mehr oder minder freiwillig und gern ihm entgegenkamen, bis man sich auf einen guten Mittel-

weg gereinigt hatte. Da Anselm kein Stämper war, sondern seine Kunst als überlegener Fachmann handhabte, mußte er, daß sich eines nicht für alle Gegenden schickte. Mit seiner überaus feinen Zunge bemerkte er sehr rasch, daß das Fleisch, das Gemüse, ja selbst das Mehl hier nicht ganz so schmede wie in der fränkischen Heimat; neue Fische aus den Kärntner Seen lernte er kennen, Gewürzkräutlein aus den Kalkalpen, die ihm noch nicht bekannt gewesen — dies alles und noch anderes dazu veranlaßte ihn, mit größter Aufmerksamkeit seines Amtes zu walten und für alle Bemerkungen, die ihm aus dem Speisesaal zu Ohren kamen, dankbar zu sein. Es war ihm nicht gleichgültig, was Vater Josephus, der gütige, milde Klosterälteste, was Vater Rainsrieb, der straffe, geistesscharfe Vikar, über seine Leistungen urteilten. Doch nie fragte er — wie der Vater Quardian zustriehen gewesen sei, gleich als wäre ihm selbst ein Lob aus diesem Munde gleichgültig oder zuwider.

Eines Tages stand er in der Küche neben dem Herd um eine Eierspeise zu bereiten. Bruder Lambert, dem es eine Lust war dem Koch behülflich zu sein, hatte ihm die Eier herbeigebracht, schwatzte nach seiner kindlichen Art dies und das und ließ auch, ohne rechten Zusammenhang mit dem übrigen Gespräch, die Worte fallen: „Anselm, kochst wirklich gut; alle sagen's, außer —“ „Außer —?“ fragte schnell der Koch den leicht Stodenden. Dieser, nicht instande durch rasche Geistesgegenwart sich aus der Schlinge zu ziehen, fuhr wohl oder übel fort: „Außer dem hochwürdigen Vater Quardian —“ „Was sagt er?“ fragte wiederum rasch und hart der Koch, indes seine rechte Hand den Stiel der Pfanne, die auf dem Herd stand, fester umschloß. Und willenlos, mit leichter Röthe der Beklommenheit, fuhr der andere fort: „Er hat neulich gesagt — man könne ein Koch heißen und doch keiner sein.“ — Kaum hatte Lambert das unbedachte Wort gesprochen, als er es auch schon bitterlich bereute — und diese Reue sollte den Armen durch sein ganzes künftiges Leben soltern. Schredersfüllt sah er, wie eine Blutwelle dem Klosterkoch ins Antlitz stürmte um gleich wieder daraus zu weichen; wie die Lippen des nun freibleichen Gesichts knirschende Zähne sehen ließen — wie Anselms rechter Arm sich hob und die Pfanne auf den Herd schmetterte, daß die Rundheit vom Stiel absprang und samt dem Inhalt auf den Fußboden rollte; wie der Koch ein paar Augenblicke wie geistesabwesend in die Luft starrte und dann raschen Schrittes die Küche verließ. Niemand sonst hatte den Vorgang bemerkt, und dies war jetzt das einzige Trostgefühl in Lamberts Brust. Eine Ahnung sagte ihm, wohin der Koch geeilt; er ging ihm nach, und als er die Türe der Kirche leise öffnete, sah er schon den anderen mit verhälltem Gesicht vor dem Altare knien. Er wartete, bis Anselm mit seinem Gott für den Augenblick ins reine gekommen, und trat auf ihn zu, als er das Heiligum verließ. Doch gegenüber Anselms abweisenden Augen blieb ihm die Bitte um Verzeihung in der Kehle stecken. So ward er noch oft um Vergunst, mit lebenden, mit tränenumsflogten Augen: ein Blicd, eine Handbewegung, ein Wort Anselms verurteilte ihn stets zum Schweigen über diesen Gegenstand, und an Lamberts Kindergemüt fraß der erste große Kummer seines Lebens. Aber Anselms Himmel begann sich mit Schleierwolken zu überziehen.

Um dieselbe Zeit hatten Stadt und Land unter einer plötzlich eintretenden Plage durch widrige Tiere zu leiden. Von Osten, so schien es, waren sie gekommen, die unholben geschwänzten Gäste, an Aussehen verschieden von

ihren bis jetzt einheimischen Namensvettern, und bedrohten nicht nur die Speisevorräthe der Menschen, sondern auch deren Gesundheit. Jedermann sah sich nach Rattengift um; und damals fiel unserm Klosterkoch das letzte Gespräch mit seiner Mutter ein. Sein junger Freund, der Bruder Lambert, wachte auf die Frage, wo hier in der Gegend der Hundswürger wachse, seine Ankunft. Als eines Fischers Sohn am Würther See aufgewachsen, kannte er Schilfrohr und Wasserschierling, Vinse und Froschlöffel und was sonst im Schlammgrund wurzelte; aber was weiter hinauf an steiniger Halde wuchs, darum hatte er sich nie gekümmert: den Hundswürger, den ihm Anselm beschrieb, kannte er nicht. Der Koch nun meinte, an den felsigen Hängen der Willacher Alp, da wo sich der Berg zum Warmbad Willach herabsenkte, müßte die kalkliebende Pflanze am ehesten zu finden sein, und so machte er sich eines Tages nach dem Mittagessen zu dem nicht großen Ausflug auf. Eben wollte er die Hauptstraße der Stadt überqueren um an St. Jakob vorbei westwärts nach dem Warmbad hinauszuwandern, als seine Blide strafbar einem Aufzug jugelentt wurden, der gerade durch das Brüdentor hereinkam. Begleitet von Gewappneten knarrte ein schwerer Reisewagen durch das Torgewölbe, und Anselms gute Augen erkannten an der Leinwand des Wagenbaches den schwarzen Bamberger Löwen. Landsleute! Einen Augenblick stockte sein Schritt; doch von Natur nicht zur Neugierde gebildet und dazu noch durch klösterliche Zucht gebändigt, schritt er weiter, indem er bedachte, daß er am Abend ja doch wissen würde, wer die Ankömmlinge seien. Im übrigen traf er in der That auf dem Schutt eines vorgeschichtlichen Bergsturzes die gewünschte Pflanze in größerer Menge an; die herzförmigen Blätter glänzten, die elfenbeinbleichen Blüten leuchteten matt in der Sonne.

Anselm grub mehrere Stüd aus und barg die Wurzeln, auf die allein es ihm ankam, in einer mitgebrachten Ledertasche; einige wenige Pflanzen nahm er ganz mit um sie im Kloster zu zeigen. Wieder überquerte er auf dem Rückweg die Hauptstraße der Stadt, da kam ein Mädchen an ihm vorbei, das die hohe Bänderhaube als Bambergerin dem ersten Anschauen verraten mußte. Ein forschender Blick von beiden Seiten, ein Stutzen, dann in dem hübschen Gesicht der Jungfrau ein Aufleuchten, dem Anselms kältere Augen doch auch antworteten: Die Landsleute hatten sich erkannt, und Barbara Kröppelin, aus Anselms Heimatpfarrdorf Schnaid gebürtig, freute sich mit der vollen Natürlichkeit ihrer blühenden Jugend über die Nahe, schon am ersten Abend ihrer Anwesenheit in Willach den Landsmann zu treffen und zu sprechen. Ihre Augen, sanfter als die Anselms, glänzten, der seine kleine Mund lachte und entließ die Worte der Erzählung in fast allzu beschwingter Eile. Barbara war schon seit einigen Jahren Kammerjose bei der Gattin des edlen Herrn von Stibar — eben desselben, dem Anselm vor den Thoren Bamberg's begegnet. Der bischöfliche Amtmann war auf Veranlassung des Bizedoms, der zu Wolfsberg saß, vom Bischof nach Kärnten entsandt worden mit einer Aufgabe, die ihn längere Monate im Lande festhalten mußte: Daher hatte er die Gattin mitgebracht, die schon längst das schöne bambergische Nebenland gern kennen gelernt hätte. Der Inhalt seiner Aufgabe war dem Bauernsohn Anselm weber lächerlich noch gleichgültig; es handelte sich darum, den in Entartung begriffenen Viehstand Kärntens zu verbessern, womöglich durch Einführung der gelben Frankentasse: Dies sollte der Herr Heinrich von Stibar versuchen. Das alles erzählte Barbara, und als

sie mit Händedrüd und dem Wunsche baldigen Wiedersehens schieden, war das Erind ihres Gesichtes vor Eifer und Freude gerötet; das fremde Land erschien ihr wie ein Stück Heimat, und sie lächelte glücklich vor sich hin, als sie der Herberge zuschritt, in der ihre Herrschaft einstweilen abgestiegen war.

Stehen zwei junge, harmlose Menschenkinder fröhlichen Gesichts auf der Straße beisammen, so pflegt dies den Neid von Menschen zu erregen, die weder jung noch harmlos noch fröhlich sind, und das Scheusal Neid erzeugt die Mißgeburt der üblen Nachrede, die stets auch den Weg in die Klausur von Klöstern mit Leichtigkeit gefunden hat. Als am Tage nach dieser Begegnung Anselm mit einem jungen Mithbruder bei hereinbrechender Dämmerung in einem Gang des Klosters plaudernd stand — es war die heimelige Stunde, wo der Schwund des Tageslichts alle Gegenstände in ein leichtes Geheimnis hüllt — da kam der Quardian die Stiege herauf und bog in den Gang ein um an ihnen vorüberzuschreiten. Als die beiden nach Klosterfitt mit leichter Verbeugung ihn begrüßten, sprach er im Vorbeigehen, ohne sich aufzuhalten, die kurze Rede: „Wie schön ist es, wenn Menschen in der Dämmerung beisammenstehen!“ Anselms Mithbruder lächelte wie beglückt von dem gnädigen Wort; aber den anderen hatte ein spitzer Nadelstich getroffen. Alles hatte er in einem Augenblick erfasst: Die spöttische Umformung eines bekannten Schriftwortes; das längere Verweilen der Augen des Quardians auf ihm; die salzige Bitterkeit, die dem leichten Scherzwort beigemischt war — und aus den sich entfernenden Schritten des Quardians klang es für seine Ohren wie Triumph über einen gutgezielten Pfeilschuß. Lange nied an diesem Abend der Schlummer seine Augen. Anselm begann immer deutlicher zu denken, daß es besser wäre, wenn der Quardian und er niemals zusammengekommen wären; er begann ihr nahes Beisammensein und ihr gegenseitiges Verhältnis als ein Unglück zu empfinden und wünschte, daß sie beide weit getrennt sein möchten. Seltsam war es dabei, doch der unbesangenen Selbstsicherheit keines Lebensgefühls entsprach es, wenn er nicht sich aus diesem Kloster wegwünschte: nein, er war hier und fühlte ein Recht hier zu sein; doch der andere hätte in weiter Ferne verschwinden sollen. Während er so schlummerlos in die Dunkelheit starrte, nahte sich seinem Bett nur ganz schüchtern die Vorstellung, daß er in klösterlichem Gehorsam sich unterordnen, sich überwinden müsse; nur schüchtern nahte sich dieser Gedanke und floh alsbald wieder aus dem Dunkelkreis des ungleich mächtigeren Gefühls tiefinnerer Abneigung. Der Himmel von Anselms Seele war schon nicht mehr von leichten Schleierwolken überzogen; bleiern, schwer wie vor einem Gewitter lastete die Wölbung, seltsame Woltengebilde stiegen am Horizont empor, matt schien die Sonne durch den Dampf und irgendwo flatterte es wie von eines Vogels ängstlichem Flügel-schlag.

Mit Anselm erhob sich am nächsten Morgen der Troh vom Lager. Er war entschlossen, fernere Begegnungen mit dem Mädchen seiner Heimat zwar nicht zu suchen, doch auch nicht zu meiden. Kein Klostergeleh, so sagte sich Anselm, verbot harmlose Rede mit einem Weibe; zudem hatte er schon gesehen, wie andere Klosterbrüder mit Frauen ihrer Heimat geplaudert, ja gescherzt hatten; und endlich fühlte er mehr, als daß er es wußte, wie kühl sein Wesen war gegenüber jenen Empfindungen, mit denen andere in steten, schweren Kämpfen lagen. Selbst gegen die Forderungen des Blutes bewies seine Natur das Herrenhafte, das in ihm schlummerte. Dieses häßliche Kind

war ihm eine Blume der Heimat, die er mit den gleichen Augen wie ein blättergrünes, blätterschlossenes Kräutlein des heimischen Waldes zu betrachten imstande war. Und da die edle Frau von Stibar noch Monate lang im Lande verweilte und wiederholt nach Willach zurückkehrte, kam es denn auch zu wiederholten Begegnungen; und was konnte der Quardian Erasmus dagegen haben wollen, wenn die edle Frau samt ihrer Zuse ihm selber und dem Kloster einen Besuch abstattete? Daß freilich Barbara Kröppelin in ihrer Unbefangenheit es wagte, auch allein an die Klosterpforte zu klopfen und den Landsmann zum Plaudern ins Sprechzimmer bitten zu lassen — das erfüllte den Klostervorstand mit schlechtverhehltem Groll und er sann, wie er solchen Besuchen einen Niegel vorschieben und zugleich den Bruder Koch, dessen abweisender Stolz ihm von Tag zu Tag unerträglich wurde, empfindlich demütigen könne. Eines Tages — es war unterdessen längst der kalte kältner Winter ins Land gezogen — ließ er Anselm rufen und teilte ihm mit, daß er nun für den Rest des Winters aufs Terminieren gehen müsse; das Kochen werde unterdessen der Bruder Lambert besorgen, den er ja so gut angelehrt habe. Was Anselm nicht für möglich gehalten, aber insgeheim doch immer gefürchtet hatte, war nun da. Augenblicks fühlte er, daß es auf seine Demütigung abgesehen sei. Noch nie war ein Klosterkoch aufs Terminieren geschickt worden; von abgelebten Greisen, von jungen Klostergehilfen konnte dies Geschäft ebensoviel besorgt werden; wozu den Koch aus seiner wichtigen Tätigkeit reihen um des Bettelns willen? Und — daß er sich's nur nicht eingestand — der Stolz des begüterten Bauernsohnes sträubte sich dagegen, an fremde Türen zu klopfen; zehnmal lieber zehn Bettelnden, zehn Hilfsuchenden überreiche Gabe gespendet! In dieser Hinsicht hatte Anselm seines Ordens Geist noch nicht wahrhaft erlebt. — Ist es wahr, was Völker glauben, daß jeder einen bösen Geist habe, der alles Able ihm eingebe? Und daß oft zwei Menschen den gleichen bösen Geist hätten, der sie in teuflischer Lust gegeneinander heize um sie beide zu verderben? Es war, als ob an jenem frostigen Februartage ein solcher Höllegeist sich in des Quardians Zelle geschlichen und zuerst dem Klosteroberen seinen Befehl — und sodann dem Klosterkoch Anselm die Antwort darauf in den Mund gelegt habe. Denn dieser entgegnete mit der Frage, seit wann ein Koch aufs Terminieren geschickt werde; und als der Quardian, schon aufs äußerste gereizt durch diese Angehörigkeit, mit Festigkeit erwiderte, daß ihm noch nie eine solche Frage gestellt worden sei und daß der Koch nichts als zu gehorchen habe — da sprach Anselm, bleichen Gesichts, mit leise zitternder Stimme: „Aufs Terminieren gehe ich nicht“ und verließ den Raum.

Dem Quardian Erasmus schienen an jenem Abend die Grundfesten seines Klosters zu wanken. So sehr ihn an sich der kaum bekämpfte Neid gegen jede fremde Tugend und Tüchtigkeit, die deutliche Mißgunst gegen jeden Unerkannten oder Bewunderten ins Unrecht setzte: in diesem Fall hatte ihn der Ungehorsam selber zum Verfechter, zum Rächer der beleidigten Klosterzucht gemacht, und er war gewillt, sie zu rächen. Ein guter und schlechter Erzähler zugleich, wußte er stets genau, wie ein Sünder am sichersten getroffen werden konnte, aber er fühlte nicht in jedem Fall, ob die Demütigung auch am Platze sei oder nicht. So hätte er Anselm ganz für sich, ohne weiteres Aufsehen, in Ruhe nehmen können; er aber bot zur Demütigung den ganzen Konvent auf. Dem überaus gewandten, eindringlichen Abner war es eine Kleinigkeit, selbst den mildesten der versammelten Ordensbrüder

dadon zu überzeugen, daß hier ein ungewöhnlicher Verstoß gegen das Gelübde des Gehorsams vorliege, und daß Anselms Verhalten gerade die Zucht, auf der die Bettelorden gegenüber mancher Verfallserscheinung innerhalb der bestehenden Orden so stolz waren, in Gefahr gebracht habe; und als Pater Josephus, schon eingeschüchtert, zu bedenken geben wollte, daß man der raschen Jugend doch manches nachsehen dürfe, fertigte ihn der Quardian mit der Frage ab, ob der Pater Josephus vergessen habe, wie sehr er ihm gegenüber die geistige Reife des Kochs Anselmus schon gelobt? So fand der Vorschlag des Quardians Annahme, den Koch damit zu strafen, daß er auf ein Vierteljahr seines Amtes enthoben, das Betreten der Klosterküche ihm untersagt und er während dieser Zeit zu niedrigen Arbeiten und Hilseleistungen verwendet werden solle: unbeschadet besonderer Buß- und Gebetsübungen, deren Wahl sich der Quardian vorbehielt. Vor der beklommenen Versammlung der Brüder, deren manch einer den Klosterloch nicht anzusehen wagte, nahm Anselm den Bescheid entgegen, dessen Milde der Quardian ganz besonders hervorhob.

So verging der Winter, die Sonne stieg langsam höher und küßte vom Fuß der Berge den Schnee hinweg, langsam, immer höher hinauf. Aber so hell sie über Kärnten leuchtete: am Himmel von Anselms Seele war sie ganz verschwunden. Gibt es ein peinigeres Gefühl für den empfindsamen Menschen, als neben der Stätte voriger Wirksamkeit wellen und diese wegen Unwürdigkeit meiden zu müssen, täglich an seine Schmach erinnert zu werden? Denn minderes nicht als Schmach empfand Anselm. Eine ungeheure Traurigkeit hatte von seiner Seele Besitz ergriffen. Nicht dies demüthigte ihn, daß er im Klostersgarten Dünger schleppte und über die Beete breitete, daß er auf dem Rücken Wasser in die oberen Stockwerke des Klosters schleppte: immer wieder suchte sein irres Auge die Gegend der Klosterküche, aus der man ihn für lange Wochen verbannt hatte. Stand er gegen Tages Ende an einem kleinen Fenster, das gegen Süden sich öffnete, und blinnte, von Abendstrahlen überslogen, die schneeige Kette der Karawanken jetzt silbern, nun golden und dann röschenfarbig herüber, um zuletzt in mattes Grau zu versinken — dann nahm seine Traurigkeit die Gestalt der Heimatssehnsucht an. Doch nicht nach Vaterhaus und Mutteraugen, nach Jugendspielen und Kinderlust sehnte er sich: nur nach den waldigen Gründen, den blumigen Feldrainen, den schilfsäumten Weibern der Heimat und nach all den Kräutlein, die dorten grüntem und blühtem. Dann war es ihm, als müßte sich drüben neben dem hohen Mittagsfogel ein Heimattal sich öffnen, darinnen ein abendlicher, schattenumhüllter Frühlingwald, aus dessen Moospolster die blaue Waldmaide sich erhob, die seltsam duftende Haselwurz, der wundersame Türkenbund, während links und rechts aus der Dämmerung die Blumenengelgestalten der Windröschen herüberleuchteten. In solchen Stunden beschlich ihn Weichheit und ein Gefühl abbittender Reue. Denn wenn er sich gleich als den Bekränkten fühlte, so sagte ihm doch auch zuweilen eben das Herrenhafte seines Wesens, daß ohne Zucht und Ordnung nichts in der Welt von Dauer sein könne. In solchen Stunden, wenn sein Leib und sein Auge erstarrte und die Blicke ohne Schau sich in die dämmernde Nebelferne bohrten, löste sich seine Seele, ihm unbewußt, leise von seinem Körper und schwebte voll bittender Demuth hinüber zu einer der Klosterzellen und wollte um Reigung und Veröhnung werden. Doch etwas wie ein böser Geist hatte die Schwelle belagert; traurig lehrte sie um, und mit einem tiefen

Sensher ward Anselm, aus der Verlorenheit erwachend, sich seiner wieder bewußt. Und es war Nacht geworden über dem Rätnerland. (Geist. 1.)

Ein Werk von Elisabeth Dauthendey¹

Von Dr. R. Gebhardt

„Der Weg, auf dem man das Schicksal findet, führt nicht bloß mit dem Unbekannten, das aus der Welt in die Seele eingreift, in diese hinein. Es wird offenbar, in welchem hohem Maße die Seele selbst ihr Schicksal ist.“ Mit diesen beiden Sätzen stellt der große Seelen- und Bücherfreund Hermann Oser die Doppelnatur unseres Schicksals dar. Um die beiden Seiten des menschlichen Daseins, die geheimnisvoll und unlösbar zusammengebunden sind, noch klarer aufzuzeigen, fügt er erläuternd bei: „Der in uns wohnende Wille erscheint uns als die reifste Frucht des Schicksals. Wir sind die Selbstvollzieher des uns so rätselhaft Zugedachten.“

Im Lichte dieser Erkenntnis muß von uns Elisabeth Dauthendey's neues Buch „Erla und die sieben Herrenhöfe“ (Verlag „Der Bund“, Nürnberg), empfangen werden, wenn uns seine tiefe, schwermütige Weisheit ganz zuteil werden soll: wohnender Wille und Schicksal bilden das Rätsel des Lebens. Das kündigt uns Erla.

Wer ist Erla? so fragt das Buch in seinem „Vorlieb“. Und diese Frage steigert sich, in sieben Novellen immer neu gestellt, zur heftigsten Erregung, bis sie nach siebenfacher Deutung in Geschehnissen endlich im friedvollen „Ausklang“ auch noch im Wort ihre Erlösung findet.

Als Schicksal, als Lodung, als Verhängnis tritt Erla in den Frieden der sieben Herrenhöfe. Immer rufen ihre grünschillernden Augen, in denen sich goldene Eidechsen schlängeln, aus überraschter Mannessele die bebende Frage hervor: Wer bist du? Und immer ist ihre Antwort dolchscharf wie ihr Lachen: „Ich bin, die man ruft. Ich lebe überall, wo Mannesstimme nach mir greift. . . . Mich fragt man nicht, mich kennt man, in deinem Blute lennst du mich und hast mich heiß gerufen. . . .“ So kündigt Erla ihr eigenes Wesen, das als Frage und Prüfung über die Erde geht, damit die Geheimnisse unlauteren Vollens in der Mannessele offenbar werden und Gericht über sie sei. Denn Erla ist, wie der „Ausklang“ des Buches ethisch verdeutlicht, „die Rune des Schicksals. — Sie trägt Tod und Erfüllung in ihren lodenden Händen. — Tritt ein in jede offene Tür. — Vor der Kraft des reinen Willens senkt sie den begehrliehen Blick. Und geht an dem vorüber, in dessen Garten die Lilien blühen.“

Groß und erhebend wie die Idee des Buches ist auch die Welt der Dichtung, in der sich diese Idee ausbreitet und in wundervollen Gesichten zu dichterischer Vollkommenheit und zur Ruhe ethischer Vollendung gestaltet. Immer die gleiche und doch ewig wechselnd in der Erscheinung, tritt Erla, das Schicksal, in den Frieden der sieben Herrenhöfe, die im Walde liegen, bald als Jägerin, bald vom hohen Seil niedersteigend, bald im Gewand der Künstlerin oder der vornehmen Dame. Siebenmal probt sie ihre Macht. Verzweiflung, Tod und Untergang sind immer mit ihr im Bunde. Mit

¹ E. Dauthendey, Erla und die sieben Herrenhöfe, geb. 1.50, zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung B. Franke, Würzburg, Domstraße 72.

Bei lebendigem Leibe

Eine Erzählung von Peter Schneider

(Schluß)

Doch auch diese Tage vergingen, das heilige Pfingstfest nahte heran, und eine Woche zuvor war Anselms Frist abgelaufen. Wieder stand er vor dem Quardian, der ihm verkünden wollte, daß er nunmehr, nach reuig abgelegter Buße, sein Küchenamt wieder antreten und an den Feiertagen seine Kunst von neuem zeigen könne. Der Quardian fühlte sich gerade in dieser Zeit körperlich nicht wohl. Ihn plagten Gieberschmerzen seit lange, und hätte ihn sein Stolz nicht daran gehindert, so hätte er schon längst den Koch, von dessen Kenntniß der Kräuter er wußte, um ein Mittel gefragt. So stand er nun, mit dem Ausdruck des körperlichen Leidens im Gesicht, in seiner Zelle mühsam aufrecht, und ihm gegenüber Anselm, dessen Bußzernichtung beim Anblick und bei der Nähe des anderen sich schon wieder verflüchtigen wollte. „Das ist dein Feind!“ raunte ihm etwas ins Ohr. So sehr Anselm Herr seiner Gesichtszüge war, so fühlte doch der Quardian, daß bei dem andern das völlige Eingeständnis des Unrechts fehle, und seine an sich schon schlimme Laune nahm urplötzlich die Gestalt des Zornes an. Er hatte sagen wollen, Anselm scheine während der drei Monate in sich gegangen zu sein, das begangene Unrecht eingesehen zu haben — und er sagte: „Dein Auge verrät, daß du noch immer glaubst, wir müßten dich um Entschuldigung bitten“. Er hatte sagen wollen, daß man immerhin die letzte Zeit her seine Küchentätigkeit vermißt habe — und er sagte: „Wilde dir nicht ein, daß wir Sehnsucht nach deinen Künsten hatten, die andere ebensovoll verstehen.“ Er hatte sagen wollen, daß Anselm nunmehr die Küche wie früher betrauen solle — und er sagte: „Trotz des bekundeten bösen Willens kannst du, auf Ruf und Widerruf, noch einmal beginnen.“ Aus diesen Worten und aus anderen Worten ähnlichen Sinns hörte Anselm nur die wirkliche oder absichtlich vorgetragene Veringschätzung seiner Kochkunst heraus. Hätte der Quardian gesagt: „Du bist ein ungehorsamer Knecht, aber ein guter Koch; wir brauchen dich — lang' wieder an!“ so wäre alles gut gewesen. Aber der Heiligste selbst verträgt es am allerwenigsten, daß seine Eignung für eine Sache, die er mit Liebe betreibt, bezweifelt wird; denn hier rührt man an die geheimnisvollsten und wertvollsten Triebkräfte der menschlichen Natur. — Der Höllegeist, dessen Triumphtag gekommen war, brach in ein Gelächter aus, das niemand im Hause hörte, und vor dem doch die Mauern des Klosters bis in ihre Tiefen erzitterten. Diesen beiden war nicht mehr zu helfen! Wieder stieg die Blutwelle, vor der einst der Bruder Lambert erschraf, in Anselms Gesicht, und aus seinem Mund kamen die verhängnisvollen Worte: „Da der Konvent meine Eignung für die Küche bezweifelt, hat es keinen Sinn, wenn ich nochmals beginne. Ich bleibe nun beim Düngerbreiten und Wasser schleppen. Die Küche betrete ich nicht mehr.“ So sprach der Unglückselige, und während er mit bebenden Lippen, doch mit stolzer Drehung des Kopfens in die eine Zellenecke schaute, sah er kaum den Ausdruck maßloser Wut im Gesicht des Quardians — der sich unterdessen vor körperlicher Schwäche auf einen Stuhl niedergelassen hatte und sich dadurch doppelt gebemüht fühlte. Desto besser hörte Anselm die nicht mehr gesprochenen, sondern geschrieenen Worte: „Willst du schweigen, du deutsches Hundsgesicht? Vergolden soll

man den Narren, der dich zu uns gebracht! Welcher Hege, welcher — Hure bist du aus dem Tragkorb gesprungen?" Dies hörte Anselm — und im nächsten Augenblick hatte er schon die Zelle verlassen. Es wäre besser gewesen, er hätte die Türe aufbrausenden Jorns mit Wucht zugeschlagen. Daß er sich beherrschte und sie leise ins Schloß legte — dies war furchtbar. Denn dies war die letzte tödliche Stille vor dem Ausbruch eines entsetzlichen Unwetters. Mit rasender Eile stiegen am Himmel seiner Seele phantastische Wetterfahnen empor; tödtliche Hagelschleier wogten herauf, und Wolkenwirbel kreisten über dem Heimathswald, hinter dessen Wipfeln im Heimathdorf, im Heimathhaus die beschimpfte Mutter im Lehnstuhl saß und wartete, ob der Sohn ihre Ehre wahren würde. Dieser Sohn schritt raschen Ganges seiner Zelle zu. Er sah im Vorübergehen die Kante eines alten Schrankes in den Raum stoßen: Dies war ihm wie feindlicher Angriff. Das helle Licht des Vormittags brach durch die Fenster: er empfand es gleich böswilliger Bedrängnis. Das Heh einer Schwarzamsel drang vom Garten herein; es war ihm wie Beleidigung. Als er seine Zelle erreicht und die Thür hinter sich geschlossen hatte, da hallte es um ihn wie ein einziger Schrei. „Rache!“ hatte jener Urahn geschrien, als ihm der Nachbar das rauchende Gehirn des frischerlegten Höllebären, das er seinem kranken Weibe bringen wollte, aus den Händen riß. „Rache!“ hatte es in der Brust des Germanen getobt, als der römische Centurio die Tochter mit Gewalt entführt und geschändet hatte. „Rache!“ knirschte jener fränkische Vorfahr, den Elobowech bei der Heeresmusterung mit dem Fuß in den Leib stieß. „Rache!“ hatte der Bauer geheult, als ihn der übermütige Grundherr mit der Keitpeitsche schlug, während er dem heiligen Geschäft des Säens oblag. Und was alle die Ahnen einst in solchem Augenblick gefühlt, das empfand ihr Enkel Anselm gesammelt und gehäuft, mit der Gewalt der unbewußten Erinnerung vieltausendjähriger Erbguts, in jenen Stunden. „Rache“ gelte es in ihm und um ihn, und sein Racheschrei hallte von den Tauern bis zu den Karawanen. Was wollte diesem übermächtigen Gefühl gegenüber das Christentum besagen, das seine Ahnen seit knapp siebenhundert Jahren angenommen? Wie ein mächtiger Zunder fiel das dünne Mäntelchen der christlichen Religion von ihm ab, und er stand da in der ganzen Furchtbarkeit eines gewaltigen Tieres der Urzeit.

Da trat Bruder Lambert herein. Er wußte nichts davon, daß Anselm in des Quardians Zelle gewesen, wohl aber berichtete er, daß der Quardian unter einem neuen heftigen Anfall des Leidens fast zusammengebrochen war und zu Bette gebracht werden mußte. Ob nicht Anselm ein Mittel wüßte? Ohne dies werde er ja mit dem Heutigen — zu ihrer aller Freude — wieder in der Küche erscheinen. Ob er nicht etwas kochen, nicht etwas brauen könne für den kranken Quardian? Ingeheim hoffte der gute Lambert, daß Anselm auf solche Weise sich die Zuneigung des Kloster Vorstandes wieder gewinnen und daß damit der Gegensatz zwischen den beiden, den alle Brüder peinlich empfanden, verschwinden würde. Anselm schaute das gute Kind mit einem fremden Blicke an — und sagte: ja, er könne etwas kochen, er könne etwas brauen. Und schneller als Lambert selbst gehofft, eilte er dem sich Wundernden voran in die Küche. Hier ballte er, hier kochte er Klößchen, goß eine kräftige Brühe dazu und schickte die Speise dem Quardian, und der gute Lambert überreichte sie dem Kranken. Als er wieder in die Küche zurückkehrte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß Anselm schon wieder hin-

weggegangen war und offenbar keine Anstalten gemacht habe, nun auch für die Brüder wieder zu kochen. So machte er sich mit Hilfe eines Mitbruders selbst an die Arbeit. Aber nicht lange, da stürzte der Bruder Gottfried herein und rief: „Der Quardian liegt im Sterben!“ Aufs tiefste erschrocken stürzten die beiden nach oben. Ihnen und anderen, die schon herbeigeeilt, bot sich ein gräßlicher Anblick. Der Quardian wälzte, gleich einer getretenen Schlange, den starken, großen Leib auf dem Lager; Schaum stand vor dem bläulich angelaufenen Gesicht, ein entsetzliches Stöhnen drang pfeisend durch seine Lippen und die Zähne knirschten, als sollten die Kiefer zerbrechen. Vor dem Bett stand auf einem Tischchen ein Rest von der Mahlzeit; auf den deutete der Kranke, der nicht mehr sprechen konnte, in einem Augenblick der Ermattung; Vater Josephus sprach mit jätternder Stimme, von Schrecken geschüttelt, über dem Kranken: „Absolvo te a peccatis tuis!“ Der Quardian nickte, dann streckte er sich, stieß einen rasselnden Ton aus und verschied.

Ein Blitz, gewaltiger als hundert Blitze zusammen, schien vor den Anlässen des Klosters herniedergefahren zu sein. In seinem grellen Licht ward ihnen allen etwas Furchtbares klar — am schnellsten dem Vater Vikar. Geistesgegenwärtig ergriff er den Rest der Mahlzeit, und während ein Teil der übrigen Brüder sich zum Gebet vor dem Toten niederkniete, andere sinnlos in den Gängen und Räumen umherirrten, trug er die Speise hinunter — er sprang mehr als er ging — und setzte sie dem alten Kettenhund vor, dessen Hütte auf den Garten hinaus stand. Begierig fraß dieser das stark und seltsam duftende Gericht — und eine Viertelstunde später war er verendet. Als Vater Rainfried wiederkehrend dies feststellte, hatte er unterdessen schon, bleichen Gesichts, aber überlegt und entschlossen, dem Pförtner verboten, irgend jemand durchs Thor herein- oder hinauszulassen, irgend einem Fremden den Tod des Quardians mitzutheilen. Da er vom Hunde weg wieder ins Haus trat, fragte er den ersten, der ihm begegnete, wo der Bruder Anselm sei. Der wußte es nicht — keiner wußte es — aber jeder bebt vor dem Gedanken, der ihn bei des Vikars Frage befiel. Da ging Vater Rainfried unerschrocken hinauf zur Zelle des Klosterkochs; er öffnete, ohne zu klopfen, die Thür, und drinnen sah am Tischchen, den Kopf auf einen Arm gestützt, der Gesuchte. — —

Als der Vater Vikar ein Viertelstündchen später den Raum verließ, sperrte er mit einem kleinen Schlüssel von außen ab und schritt dann den Gang hinab wie einer, dem Gott Einblick gegeben in alle Furchtbarkeiten der Welt. Er war in der letzten halben Stunde um zehn, um zwanzig, um fünfzig Jahre älter geworden. Die starken Backenknochen traten noch stärker aus dem mageren Gesicht, die Furchen um den Mund waren noch tiefer gegraben, die klaren Augen sahen vor sich hin wie die Adams, als die Pforten des Paradiesgartens hinter ihm zusielen. Er wußte: weder er selbst noch alle Brüder des Klosters hatten bis jetzt gelebt; von heute an lebten sie! Und dafür dankte er Gott mit einem wortlosen Gebet, mit einem Gebet des inbrünstig hingebenen Gedankens, das Millionen von Lippengebeten aufwiegt. Er dankte Gott, daß er ihm nichts zu erleben gespart, daß er ihn zwang mit einer Angelegenheit von abgrundtiefer Furchtbarkeit sich auseinanderzusetzen und dadurch zur inneren Größe heranzureifen. Und schon war sein starker Wille Herr und Meister dessen was zu tun war. Sogleich versammelte er alles, was im Kloster lebte, Väter, Brüder, Ser-

ostialen im Speisesaal, und selbst die Totenwache mußte herbei, der Pförtner mußte herbei. Sie kamen — auf Schlimmstes gefaßt, doch noch mit einer leisen Hoffnung im Herzen. Der Vater Viktor zertrat diese Hoffnung wie ein winziges Wiesenblümchen allsogleich. Unerhörtes sei geschehen; ein Klosterbruder, dessen Namen er nicht nennen wolle in diesem Augenblick, habe den ehrwürdigen Vater Quardian durch vergiftete Speise getödtet und ohne Umschweife und bis jetzt, wie es scheint, auch ohne Reue sein Verbrechen eingestanden. Er werde der verdienten Strafe verfallen, und ungesäumt werde er sich mit dem Bizehom des Bischofs dieserhalb in Verbindung setzen. Doch von dieser namenlosen Schändung des heiligen Franziskus dürfe nichts in die Öffentlichkeit dringen. Er verlange von allen Klosterinsassen, daß sie ihm aufs Kreuzigt schwören, mit ihm Grab zu nehmen, was sie nun wüßten. Und er holte ein hölzernes Kreuzbild herbei, nahm es in die Rechte, ließ jeden vor sich treten und, die Finger der linken Hand auf die Brustwunde des Herrn gelegt, den Schwur sprechen, der ihre Zungen band auf ewig. Dann entließ er sie mit dem Befehl, daß alles aufs heilige Pfingstfest gerüstet und dieses Fest, sobald der Tode begraben, gefeiert werde wie sonst.

Das alles vergrößernde Gerücht hatte unterdes in einem für das Kloster günstigen Sinn gearbeitet. Es hatte während der letzten Lebenslage des Quardians aus seinem zwar schmerzhaften, doch nicht gefährlichen Gliederreißen jene ernste Erkrankung der Gelenke und des Herzens gemacht, vor der auch das Volk sich fürchtete. Als nun die Kunde vom Tode des Klostervorstands in die Bürgerschaft hinausbrang — da war er einem Herzkrampf erlegen, und wenn die Mönche dieser Auffassung nicht widersprochen, täten sie der Wahrheit nicht einmal Gewalt an. Die Leiche ward aufgebahrt, viel Volk, namentlich slowenischer Herkunft, kam, sie mit Weihwasser zu besprengen, die Geistlichen der Stadt verrichteten angesichts des Toten ihr Gebet, und dann ward der ehrwürdige Quardian Erasmus Kopic mit allen gebührenden Ehren bestattet. Zur selben Zeit aber war einer der Klosterbrüder schon nach Wolfsberg unterwegs. Es traf sich gut, daß unter den Laienbrüdern der Sohn eines Pferdehändlers war, der bis zum Eintritt ins Kloster sich im Geschäft seines Vaters betätigt hatte. Für diesen ließ der Vater Viktor in der Stadt ein Pferd, hieß ihn für die Dauer des Ritts den Habit mit dem weltlichen Gewand des Alltags vertauschen und entsandte ihn mit schriftlichem und mündlichem Auftrag zum Bizehom. Während der Quardian in die Erde versenkt wurde, flog der Bote schon von Griffen her das Lavanttal gen Wolfsberg hinauf. Der eble Herr Philipp Graf von Trodau hörte den Bericht des Boten und las den Brief des Viktors mit Betroffenheit, doch nicht mit der starken Erregung, die auch aus den Worten des Klosterbruders noch zitterte: sein Leben und seine Regententätigkeit hatten ihn schon in viele Abgründe schauen lassen. Schnell begriff er, daß die Söhne des heiligen Franziskus die Bestledung durch eine solche Tat als ungeheuerlich empfinden mußten, und daß der Gerechtigkeit Genüge geleistet werden könne, ohne daß der Frevler in der Welt rufbar würde. Auch lag rechtlich der Fall durchaus klar: zuständig war das geistliche Gericht, die Vollstredung des Urtheils war Sache der weltlichen Straf Gewalt, und wenn der Bizehom, als deren Hüter und Vollstredter, die Vollziehung ganz dem Orden überließ, so hoffte er, die Billigung durch den Landesherren mühelos zu gewinnen. Dies tat er dem Boden kund, übergab ihm für den Viktor ein kurzes Schreiben des gleichen Inhalts, befahl, daß man dem

Bruder eine Erquidung reiche, und entließ ihn wieder nach Villach. Hier traf er am Abend vor dem Pfingstfest wieder ein. Inzwischen hatte der Bischof die Väter aller erreichbaren Klöster der Ordensprovinz zu einer außerordentlichen Kapitelsitzung wichtigsten Inhalts auf Dienstag der Pfingstwoche einladen lassen.

So vergingen die Festtage, und nie hat ein Ordenskonvent gleiche Pfingsten erlebt. Die Klosterinsassen waren in einer unbeschreiblichen Stimmung. Ein Furchtbares lastete auf ihnen, ohne die Möglichkeit das Herz durch eine Aussprache mit irgend jemand von der Außenwelt zu erleichtern; und doch drängte es jeden der Brüder die Kunde von dem Geschehnis hinauszu-schreien, daß es dalle vom Glockner bis zum Triglav, und sich so zu reinigen von jedem Verdacht der Mitschuld, der aus den Wolken zu grinsen, im Winde zu pfeifen, von den Bäumen herüberzuströmen schien. Jeder fühlte, daß er seit langem insgeheim für den Klosterschloß Anselm Partei ergriffen habe, und jedem war es, als hätte er dadurch den Koch zu seinem Vorhaben ermutigt. So schlichen sie aneinander vorbei wie von bösem Gewissen gefoltert; des Nachts aber saßen sie ruhelos auf dem Lager, beteten, weinten, beteten wieder und erwachten aus kurzem Schlummer angstgeschüttelt, schweißgebadet. Und während des heiligen Pfingstfestes saßen die einen im Beichtstuhl und dachten bei jedem Sündenbekenntnis: „Was bekenntst du Sünden, die keine sind?“ Und die anderen aufrecht zum Altar und gingen hinweg, wie wenn sie frohen Herzens, in Festestimmung das reine, das heilige, das unbesleckte Opfer dargebracht hätten. Und einer sprach von der Kanzel zum dichtgedrängten Volke: „Komm, ach komm, o Tröster mein In mein armes Herz hinein Mit den sieben Gaben dein.“ Und er predigte und sprach, daß es in der Kirche widerhallte — und doch hörte er sich selber nicht reden; in seinen Ohren brauste und rauschte es, wie wenn ein Wollenbruch herniederstürzte.

Der aber, der all dies herbeigeführt, saß in seiner Zelle, die zu einem Gefängnis geworden war. Man hatte ihn veranlaßt, das Ordenskleid aus-zuziehen und ein rauhes Bänderhemd anzulegen. Man stellte ihm Brot und Wasser hinein und legte ihm eine Fußgeißel auf den Tisch. Doch rührte er sie nicht an; kaum daß er ein wenig von der Speise und dem Trank genoh. Ohne sich zu rühren, saß er da, wie wenn seine Seele nicht mehr im Körper weile. Ihm war es, als hätte er seines Lebens Zweck und Ziel durch seine That erfüllt und wäre nunmehr hinausgetreten aus der Menschlichkeit. Der Vater im härenen Gewand, der da saß und den man Anselm nannte, war gar nicht mehr er selber. Diesem Vater würde später einer der Väter die Beichte abnehmen; aber nicht er würde das Sündenbekenntnis ablegen; nicht er würde freigesprochen werden. Sonderbar nur, daß er irgendwie noch mit diesem Wesen beisammen sein mußte, das ihn zu einem Tier machte, solange er bei ihm und in ihm weilte. Doch warum sperrte man dieses Tier ein? Es war nicht mehr gefährlich.

So hatte sich des Unglücklichen Bewußtsein seltsam und grauenhaft gespalten. Doch, wenn die Abende niedersanken — dann lehrte die Seele wieder zu dem Leib zurück, dann war er wieder eins, war er wieder ein Mensch. Dann war es ihm wohl, als versänken die Wände der Zelle, als versänken die Berge Kärtens vor ihm, und als sähe er hoch zu Roth mitten in einer weiten, öden Steppe. Und in der Ferne ragte eine Burg auf hohem Hügel, dunkel vor einem leuchtenden Abendrot. Er aber gab dem Roth die

Sporen, um ihn flatterte ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz; er legte die Lanze ein und brauste dahin, daß der Sand stob, daß die Erde bröckelte. Doch das Abendrot erblähte, die Burg versank, das Pferd zerschwand, die Ebene engte sich — er hockte in seinem Gefängnis. Da fühlte er mit heissem Schmerz, daß er sich nicht im Ordensberuf, wohl aber in der Wahl des Ordens vergrißen hatte, und haberte mit dem Geschick, das ihn ob seiner Kräuterkennntnis diesem Bettelorden zugeführt und ihn dadurch unglücklich gemacht. Unglücklich? Hatte er denn nicht seines Lebens Aufgabe erfüllt, indem er diesen Unedlen unschädlich machte? Wozu sonst war er noch Rärten gekommen? Was hatte er mit diesem Tier gemein, das eine Schuld bekennt und Worte der Reue gesprochen hatte? Nicht der war Anselm, der als Bäcker in der Zelle hockte und einem Urtheilspruch entgegenah. Mochten sie über ihn verhängen, was sie wollten. Wie lange warteten sie noch?

Es war der Donnerstag nach Pfingsten, da versammelten sich vor Mittag die ehrwürdigen Väter im Kapitelsaal. Alle Eingeladenen waren erschienen, und jeder war bleich geworden, als ihm der Biskar den Grund der Einlabung mitgeteilt. Nun knieten sie vor dem Gekreuzigten in heissem Gebet. Sie erhoben sich; stehend nahmen sie den Bericht des Paters Rainfried entgegen, stehend warteten sie auf den Sünder, der vor ihnen erscheinen mußte. Sie umgaben im Halbkreis den Pater Joseph, den Ältesten unter ihnen, der das Gericht leiten sollte. Herein trat, von zwei Brüdern geführt, die sogleich den Raum wieder verließen, der arme Sünder, und sein Anblick versetzte allsogleich jene, die ihn noch nicht gekannt hatten, in peinliche Verwirrung. Sie hatten sich, beim Anhören des Berichts, nach Menschenart sogleich ein mehr oder minder klares Bild von dem Beschuldigten gemacht, und jeder dachte sich ihn seiner eigenen Rasse und Persönlichkeit entgegengesetzt. Nun stand ein Mensch vor ihnen, dessen hohen, abligen Wachs das Bäckerhemd nicht verdunkelte, sondern herausstellte, ein Mensch, dessen schmales Gesicht der von einem gekreuzigten Jemand, der von einem heiligen Franziskus her kannte, dessen blondes, leicht gekräuseltes Haar so mancher helgeschnitzte Apostel, so mancher Miniaturenbellige trug. Die scheuen Blicke in sein Gesicht sahen allerdings auch Befremdliches. Welcher Heilige hatte je mit dieser eisigen Kälte über eine Versammlung hingeblickt? Welcher Angeklagte hatte je mit solch gleichgültigem Blick von der einen Saalwand zur anderen und von dieser zur Decke geschaut? „Verstodt!“ dachte dieser und jener. Und der Verlauf des Verhörs schien ihnen recht zu geben. Mit tonloser Stimme beschrieb der Unglückliche die Entwicklung, den Verlauf der Dinge. Eine schwere Beleidigung durch den Quardian habe den letzten Anstoß gegeben. Vergeblich blieb die bringende Aufforderung des Ältesten, doch diese Beleidigung zu nennen. Anselm erwiderte, ein solches Wort durfte nur einmal gesprochen werden. Und auf die Frage, ob er Reue über seine That fühle, sprach er: „Ich bin kein Mensch mehr, ich bin ein Tier. Ein Tier kann keine Reue empfinden.“ Diesem Worte, mit einem ruhigen, fast etwas belehrenden Ton gesagt, stand die Mehrheit der Versammelten fassungslos gegenüber. Einige wenige Menschenkenner ahnten den tieferen Sinn; etliche mehr aber dachten: „Er ist vom Teufel besessen.“ Und doch — seit wann brüllte und tobte der böse Feind nicht mehr, wenn er einen Menschen besallen hatte? Dieser Schuldige war im Vollbesitz seiner Geisteskräfte, er war völlig Herr seines Benehmens; er zeigte eine Ruhe, um die ihn insgeheim mancher beneidete. — Als Anselm

wieder abgeführt worden war, atmeten die Versammelten von dem Grauen auf, das sie geschüttelt hatte. Diesen Menschen hätte keiner von ihnen Angesicht gegen Angesicht zu verurteilen gewagt. Jetzt, wo er außer Sicht war, gewannen sie Mut und Überlegenheit, und in der geführten Beratung festigte sich mehr und mehr die Überzeugung, daß man es hier mit einem Falle außerordentlicher Gemütsfälle zu tun habe, wie sie nur verworfenen Menschen eigen sein könne. Eine Tat aber, die schon unter Menschen des Alltags die schwerste Sühne heische, müsse unter Angehörigen eines Ordens noch ganz anders gehandelt werden. Schon die alten Väter hatten bei Schandtaten durch Versenken des Schuldigen in Sümpfe zu erkennen gegeben, daß man einen solchen Menschen dem Anblick ein für allemal entziehen müsse; etwas derartiges sei auch hier am Platze, und zudem werde dadurch das Geheimnis der Tat am besten gewahrt. So wurde die Todesstrafe mit allen Stimmen, die Art des Todes mit großer Mehrheit beschloffen. Kurze Zeit später traten drei Patres — sie waren nicht aus dem Willacher Kloster — in des armen Sünders Zelle und teilten ihm mit, daß er seine Freveltat durch Einmauerung bei lebendigem Leibe büßen werde. Das Wesen, das Anselms Gestalt trug, nahm die Kunde mit Gleichmut entgegen, und kopfschüttelnd über diese Unfassbarkeit verließen die Väter den Raum, den vor der Vollziehung des Urteils nur der Beichtvater noch einmal betrat.

Für die Klosterinsassen kamen nun die furchtbarsten Stunden. Sie hatten es selber so gewollt: aber *P e n k e r* zu sein war für sie doppelt entsetzlich. Die Auswahl derer, die den Unglücklichen zum Richtort führen und richten sollten, vollzog sich unter dem heftigsten Widerstande, der unter anderen Umständen als Aufruhr gedeutet und streng hätte bestraft werden müssen. Doch war endlich Bruder Waltram bereit, den schwersten Teil zu übernehmen. Der Sohn eines Steinbrechers im Gebirg, hatte er frühzeitig mit Hammer und Kelle zu hantieren gelernt; er war unterseht von Gestalt und breit von Schultern. Zwei junge Brüder, darunter Lambert, sollten ihm behilflich sein; Vater Joseph wurde zum Zeugen bestimmt. Es war seltsam, daß man sich über den Ort der Einmauerung rasch einig geworden war: aus der an sich schon viden Abschlußwand der einstigen Kapelle sollte eine Nische herausgehauen und dann in der ganzen Breite und Höhe der Wand eine gleichmäßige Steinlage vorgelegt werden, sodas eine neue, stärkere Gesamtmauer entstünde, die das Geheimnis bergen würde. Der Sohn des Steinbrechers machte sich ungesäumt an die Arbeit; Backsteine lagen zuhauf hinten im Garten: sie waren für ein Gewächshaus bestimmt gewesen. Nach zwei Tagen war die Nische gehöhlt und rund um sie die Steinlage fertig.

Hört, wie der Klosterloch Anselmus lebendigen Leibes eingemauert wurde! Nacht war's, und alle Väter und Brüder des Klosters lagen betend auf ihrem Angesicht in der Klosterkirche — außer den fünf Menschen, die in dem öden Raum bei einer schwachen Ampel Schein zu grausigem Tun, zu unerhörtem Leiden versammelt waren. Pater Josephus lehnte an der einen Seitenwand, denn er drohte umzusinken; die beiden jüngeren Brüder standen schweigend links und rechts von dem armen Sünder; unablässig rannen dem einen die bitteren Tränen über die Wangen, unablässig schüttelte den anderen ein trodenes, herabquälendes Schluchzen. Sie hielten den linken und rechten Arm ihres einstigen Mitbruders, damit der Bruder Waltram die Hände auf dem Rücken mit einem Strid zusammenbinden konnte. Gleich-

gütig, wie wenn das alles ihn nicht berührte, starrte der ehemalige Klosterkoch in das dunkle Loch der Abschlußwand. Und nimmer konnte sich Lambert, das gute Kind, halten: er schlang die Arme um den Hals des verlorenen Bruders und schluchzte: „Ach, Anselm, werd' wieder ein Mensch! Werd' wieder ein Mensch!“ Doch kein Wort kam aus des Angeredeten Mund, kein warmer Blick belohnte den Bittenden. Drüben an der Wand war Vater Josephus in die Knie gesunken, Inwend betete er. Nun legten die anderen mit zitternden Händen dem Sünder einen Mundkorb aus Drahtgeflecht an, von diesem gingen Drähte aus, die um den Schädel gewunden wurden. Darüber umwickelten sie den Kopf bis auf den Hals mit einem weissen, breiten Band und schlangen es mehrmals herum; das Ende ward mit einer Fibel befestigt: Anselms Augen waren für diese Erde geschlossen. Sie führten ihn zu der Nische, ließen ihn hineintreten, und nun begannen die drei mit fieberhafter Hast, die Steinlage emporzuführen. Als die Mauerung bis zur Mitte der Leibeshöhe Anselms gediehen war, vernahm der Arme, der noch zu atmen vermochte, deutlicher das Geräusch der Kellen und des klatschenden Mörtels. Da ward er noch einmal ein Mensch! Mit Ungewalt kam über den Hilflosen die menschliche Lebenslust, zusammengebrängt auf einige wenige Augenblicke, das Bewußtsein, daß er jung sterben müsse, und Heimat, Vaterhaus, Mutter und Brüder, das Kloster zu Bamberg, die Blumen und Kräuter seiner Jugend, die blauen Berge des Frankenlands wirbelten wie ein verlorenes Paradies an ihm vorüber. Ein dumpfes Stöhnen drang aus der Enthüllung zu den Mauernben, die jäh zusammenzuckten, ein Tränenstrom ergoß sich in die Binde, dann verließ den Verurtheilten das Bewußtsein; sein Leib knickte zusammen, fiel vornüber und schleuderte durch den schweren Anprall die obersten, eben gelegten Steine auf den Boden. Dies war zuviel für die jugendlichen Brüder. Von Entsetzen gepackt ließen sie das Handwerkszeug fallen, stoben dem Eingang zu, rissen den zitternden Alten mit sich hinaus. Den Bruder Waltram, dessen starke Nerven bis jetzt dem Ansturm des Furchterlichen getroßt hatten, verließ in diesem Augenblick alle klösterliche Haltung und Gewöhnung. „Ihr seigen Hunde, wollt ihr bleiben?“ brüllte er den Fliehenden nach, deren einer sich bedenkend Leibes entschloß, das Werk mit zu vollenden. Auch Vater Joseph, seiner Zeugnispflicht gedenkend, schickte sich an, zurückzukehren; doch Lambert hielt die Thür vor ihm zu, packte ihn an den Armen. „Vater, geht nicht mehr hinein!“ leuchte er, winselte er, und der andere: „Laß mich! Laß mich! Es ist meine Pflicht!“ So rangen sie stampfend miteinander, der Alte und der Junge, gleich Bahnwitzigen auf dem dunklen Gang. Endlich gab der Alte nach, wankte den Gang entlang, trock die Treppe hinauf — und stürzte vor seiner Zelle, gleich einem vom Sturm gefällten morschen Baum, besinnungslos zu Boden. Aber der junge Lambert lag auf den Knieen, stieß die Stirn wie ein Verzweifelter gegen die Steine und schlug mit den Häufien auf den Boden. Drinnen hatten die zwei den Besinnungslosen aufgerichtet, der eine hielt ihn, der andere mauerte, endlich waren sie fertig. Der Jüngere entfloß wie ein gehektes Reh dem Gruftgewölbe, Bruder Waltram löschte die Lampe aus, verließ den Raum, machte die Thüre hinter sich zu, und kalter Schweiß perlte auf der Stirn des starken Mannes. —

In jenen Tagen bewies Vater Rainfried aufs neue die Klarheit, die Vorbdenklichkeit seines Geistes. Es war leicht gegenüber den Bürgern Billachs, die den Bruder Anselm gekannt hatten, den Anschein zu weden oder auf-

rechtzuerhalten, daß er in ein anderes, ferneres Kloster verlegt worden sei; wie oft kam dies nicht vor in den Bettelorden! Doch die nächsten Andern konnten auf die Dauer nicht ohne Nachricht bleiben, und sie sollte schonend erfolgen. Als der Vikar hörte, daß der edle Herr von Stibar bald wieder in seine Heimat zurückkehren werde, war sein Entschluß rasch gefaßt. Er schrieb einen Brief an die Gemahlin des Amtmannes — sie wollte eben im Kloster Griffenthal — und bat sie darin, ihrer Kammerzofe mitzutheilen, daß ihr Landsmann eines raschen Todes gestorben sei. Man konnte aus seinen geschickt abgefaßten Worten einen Unglücksfall beim Bau einer Mauer lesen, und daß er sein Begräbnis im Kloster selbst gefunden habe. Diese Nachricht möge das Mädchen auch der Mutter des Toten überbringen. Da des Vaters Rainsfried Gerechtigkeitsgefühl so beschaffen war, daß er nicht glaubte, durch eine spätere Untat werde früheres Wohlthun aufgehoben, daß er vielmehr überzeugt war, jedes legenstreiche Wirken bleibe als selbständige Leistung des Menschen in seinem Wert erhalten — so verfehlte er in seinem Schreiben nicht, darauf hinzuweisen, daß der Bruder Anselm sich als Koch um das Kloster verdient gemacht habe und daß alle Brüder an diese seine Tätigkeit gern zurückdächten. — Die edle Frau, die sich des Klostersochs von jenem Besuch her noch wohl erinnerte, erschrak nicht wenig über den plötzlichen Tod eines so jugendkräftigen Mannes, und nicht gerade leichten Herzens las sie den Brief der Jungfrau Barbara Kröppelin vor, die ihn mit geisterbleichem Gesicht entgegennahm. Der heftig Weinenden redete sie gütig zu, daß auch ihr der Tod dieses schönen jungen Mannes nahe gehe; sie möge sich aber trösten damit, daß Anselm offenbar im Dienst des Klosters gestorben sei und ein gutes Angebenken dort gefunden habe. Sie mußte den Brief wieder und wieder vorlesen, und bald war ihr das Haupt des Landsmannes wie von einem dünnen Goldreif umgeben. Als bald darauf die Reisegesellschaft Kärnten verließ, da pflückte Barbara, ohne recht zu wissen, was sie that, einen großen Strauß von Blumen des Feldes und Waldes; den nahm sie mit, und jeweils an einer Stätte, die ihr Anselm als Aufenthaltsort seiner Wanderung genannt hatte, ließ sie eine Blume fallen. So schmückte und ehrte das fränkische Mädchen den Weg, den der Landsmann seinem Unheil entgegen gewandelt, wie die Segensstraße eines Heiligen.

* * *

O, meine Freunde, ich wollte bis ganz zuletzt nichts als erzählen, ich wollte mein Gefühl zurückdrängen und gleich einem sorgsamem Maler Zug für Zug und Strich für Strich nur das Schicksalsbild zeichnen, das ich im Geiste geschaut. Ich kann es nicht ganz so halten. — Ihr werdet vielleicht bestürzt sein über dieses fürchtbare Lebensschicksal, niedergeschmettert werdet ihr Tröstung und Erhebung vermissen. Ihr werdet euch vielleicht die Frage vorlegen, wodurch jener an Geist und Körper wohlausgestattete Mensch es verdient hatte, zugrunde gerichtet zu werden, nachdem er selber aus nicht unedlem Grunde in die Tiefen des Verbrechens hinabgestiegen. Auch euch wird vielleicht die oft gehörte, die banale Frage, wo die Gerechtigkeit hier bleibe, auf den Lippen schweben. O, was wissen wir von Gerechtigkeit, die wir diesen Begriff mit einem Maßstab messen, den wir, wenn's hochkommt, aus den Paragraphen eines Gesetzbuches, aus dem Situnssaal eines Schwurgerichtes, aus dem Untersuchungszimmer eines Polizeigebäudes her-

helen! Wir sagen, Gott sei gerecht, und wir sagen auch, er sei barmherzig, und stellen mit kluger Miene von Fall zu Fall fest: Hier hat sich seine Gerechtigkeit gezeigt, hier hat er Barmherzigkeit bewiesen. Daß wir ihn nur nicht lästern! Woher wissen wir, ob es nicht Gerechtigkeit war, was wir Barmherzigkeit nennen? ob er nicht barmherzig sich erwies, wo wir den Anspruch auf Gerechtigkeit erhoben? Was wissen wir von den Maßstäben des Unendlichen, was von den Zusammenhängen des Weltgeschehens? Kann das Aufgustierchen den Menschen, kann das Menschentierchen den unendlichen Gott vor keinen Richterstuhl fordern? — Dieser Rüngling mußte wohl vernichtet werden, damit vierhundertdreißig Jahre später ein Menschentind die Feder ansehen könne, sein Schicksal zu schreiben, damit andere Menschenkinder im innersten Herzen vor diesem Schicksal erbeben, damit manch einer eine Träne über ihn vergießen könne. Und er war gerechtfertigt, noch ehe er seine Tat beging. Ob der Träne, die ein Menschentind seinerwegen vergießen würde, ward ihm verziehen: ich sage euch, auch er ruht im Schoße des Vaters.

* * *

Es war im Frühling des Jahres 1837, da wurden zu Villach die Gebäude des verödeten Minoritenklosters abgebrochen, um Raum für neue Bauten zu schaffen. An einem hellen Märztag legten die Arbeiter gerade die Wände eines kapellenartigen Raumes ein, und es stand von ihm nur noch die auffallend dicke Abschlussmauer. Der Abbauleiter bemerkte, daß diese Mauer aus zwei Wänden zusammengesetzt sei, und gut gelaunt wie er war, sprach er zu den Lehrbuben: „Dezt paß't's auf, es muß auch a kleine Gaudi geb'n. Die Mauer legen wir auf a besondere Weis' ein.“ Und er ließ einen langen, zugespitzten Pfahl herbeibringen, ein Junge kletterte auf die dicke Mauer hinauf, er mußte einen großen Hammer nehmen und den Pfahl ein ziemliches Stück weit in die oben deutlich sichtbare Fuge hineintreiben. Dann ließ der Bauführer ein Tau an dem Pfahl befestigen, die Jungen saßen das andere Ende und unter dem Schmunzeln der älteren Arbeiter zogen sie nun mit Halloh kräftig an, um die Mauer auseinanderzureißen. Der vordere Teil neigte sich, stürzte krachend vornüber, auch der rückwärtige Teil gab nach, barst in seinen oberen Lagen, Steine kollerten splittierend hernieder — und plötzlich starrte, von der Mittagssonne grell beschienen, das Gerippe eines Menschen aufrecht aus der Mauer in die Luft, wie wenn es aus dem Innern der Erde emporgeschossen wäre. So unerwartet, so grausig war dieser Anblick, daß die Stimmen der Alten und der Jungen sich zu einem einzigen Schrei vereinigten. Wie gelähmt starrten sie auf die Erscheinung; da knickte das Gerippe zusammen, fiel vornüber, schlug auf den Rest der Mauer auf und streute seine Rippen in den Baugutt. Die Buben, die noch das Tau in Händen hielten, stoben entsetzt dem Ausgang der Abbaustelle zu; aber auch ihnen gebot eine Stimme Halt und Rückkehr. Der Aufseher rief: „Seid's doch vernünftig! Das is nix wie an armer Toter, den's hier begraben haben“ — so sagte er. Doch auch ihm lief ein Frösteln über den Rücken. Zögernd traten die Arbeiter näher, und bald bemerkte man, daß der Kopf des Gerippes in einem Drahtgeflecht stecke, das mit den Resten einer weißen Binde umwickelt war. „Das is merkwürdig!“ sagte der Bauführer. Und er befahl einem Buben, rasch zu dem nahen Rathhaus zu laufen und den Herrn Bürgermeister oder sonst ein paar Herren

zu holen; ein anderer mußte zum Gymnasium, ein dritter in den Pfarrhof eilen. Nicht lange dauerte es und eine kleine Versammlung würdiger Männer stand vor dem grausigen Fund und wunderte sich über diese merkwürdige Bestattung. Einer, der in Volkskunde erfahren war, meinte, daß hier offenbar eine rituelle Lebend-Bestattung vorliege zum Zwecke der Fernhaltung böser Geister — wie man früher ja auch Hunde und Katzen in ein neues Haus zum gleichen Zwecke eingemauert habe. Und als einer der geistlichen Herren zu bedenken gab, daß es sich doch hier um ein Kloster handle, bei dem man einen solchen Aberglauben nicht wohl annehmen dürfe, erwiderte der Volkskenner: „Gott, im finstern Mittelalter!“ Dann einigte man sich, daß die durch den Abbau gestörten Gebeine des Toten in den Friedhof des neuen Klosters St. Nicolai jenseits der Drau überführt werden sollten. Ein Sarg ward geholt, einer der Herren legte rasch die Einzelheiten des Fundes schriftlich nieder, die Reste wurden gesammelt und in den Sarg gelegt, und noch ehe man in der Stadt viel von der Sache wußte, waren die Überbleibsel des unbekanntes Mannes bei St. Nicolai der Erde übergeben.

Im übrigen verzögerte sich die vollständige Abräumung des Plages, es ging das Frühjahr und noch ein Stück des Sommers hin; endlich, zu Anfang des Septembers, wurde wieder dort gearbeitet. Da ging ein biederer Buchbindermeister eines Tages während der Mittagessezeit vorüber. Als er nachdenklich stehen blieb und seine Augen über den nun fast völlig abgeräumten Platz schweifen ließ, sah er, wie zwei Lehrlinge auf einem Schutthaufen saßen und eine verstaubte Pergamentrolle betrachteten. Er trat näher, warf auch einen Blick hinein und erkannte, daß es eine alte Urkunde sei. Rasch entschlossen kaufte er den Findern die Rolle um ein paar Heller ab und begab sich, selber neugierig geworden, zu einem gelehrten Gesichtskenner, den er um Aufschluß bat. Der Gelehrte breitete die Rolle auf dem Tische aus, die beiden Männer beugten sich darüber, und jener las Wort für Wort: „Notum fiat posteritati, quod Ann. rep. Salut. Mill. quadr. nonag. octav. Frat. Anselmus Bamberg. Mon. Coquus peracto Veneficio Rev. Dom. P. Quardiani Erasmi, praecedente Iudicio aequo Rev. Dom. Josepi et plen. Capit. in Mortem Immurationis vivo corpore condemnatus fuit. Die autem Jovis post Pentecost. Anni praedicti.“ — „Das heißt?“ fragte der Buchbindermeister. Und der Forscher übersehte: „Es diene der Nachwelt zur Kenntnis, daß im Jahre des Heils 1498 der Bruder Anselm aus Bamberg, der Koch des Klosters, wegen Giftmords an dem ehrwürdigen Herrn Pater Quardian Erasmus, nach vorhergehendem gerechten Bericht des ehrwürdigen Herrn Paters Joseph und des gesamten Kapitels zum Tod der Einmauerung bei lebendigem Leibe verurteilt worden ist. Geschehen am Donnerstag nach Pfingsten des genannten Jahres.“ Die beiden Männer saßen auf und blickten einander betroffen an: es slog wie ein Schatten durch das Zimmer. „Sollte man dies für möglich halten?“ sprach leise der Buchbinder. Und der Gelehrte mit einem Seufzer: „Wer weiß, was den Unglücklichen dazu getrieben hat!“ Jener empfahl sich bald, nachdem er es dem Forscher anbeimgestellt hatte, die Urkunde einem Archiv zuzuführen. Als er das Haus verließ, schmetterte im Garten eine späte Amsel ihre jubelnden Weisen. Den Klang im Ohre, ging der Handwerksmeister in ernstern Gedanken seiner Wohnung zu. Droben aber trat der Gelehrte ans Fenster und lauschte, gebankenverloren, dem Lied des schwar-

gen Vögels. Und aus den Klängen stiegen wechselnde Bilder für das Auge des Geistes. Augenpaare, lichtblaue, haßerfüllte tauchten auf, ein Mädchenmund lachte, ernste Gesichter, bleich und abgezehrt, wandten vorüber, ein Mutterantlitz blickte tröstlich, Blumen sprockten empor, reißige Männer sprengten darüber weg, eine Grustlampe fladerte, aus Dämmergrau bräute eine düstere Mauer. Der Vogel verstummte, die Bilder versanken, der Mann wandte wie erwachend vom Fenster sich weg, sah die Urkunde auf dem Tische liegen und schüttelte wehmütig das Haupt.

W i n t e r *

Von Michael Georg Conrad

Um die Halbe stürmt' es gestern,
Wolken jagten gleich Walfüren
durch die nebellalten Lüfte,
schauendradt bukte sich der Wald.

Aber Nacht — wech' tiefe Ruhe
heilig düsterer Einsamkeiten!
Wie entseelt liegt Mutter Erde,
sahle Blässe deckt ihr Antlitz.

Und der Wald malt Friedhofsschatten
über's weiße Totenland.
Ober sind's der Korne Runen,
die der Welt Verhängnis künden?

Wie im Traum! Irrt nicht beklommen
Sommers Echo durch das Tal?
Ist es Wehruf, ist es Seufzer?
Der Lawine drohend Raunen?

Pocht's nicht seltsam unterm Else?
Erde, unzerstörbar Leben
webt in deinem tiefsten Schlummer.
Wald wirst du verklärt erwachen!

* Das E. G. Conrad, „Am hohen Ritzing“, Gedichte.
Verlag Müller & Fröhlich, München.